

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1931)

Artikel: Weiteres aus dem Schatz unserer Muttersprache
Autor: Gartmann, J.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WEITERES AUS DEM SCHATZ UNSERER MUTTERSPRACHE

PROF. J. B. GARTMANN

Wir haben im letzten Jahrgang dieses Jahrbuches darüber gesprochen, wie unsere gebräuchlichsten Haustiere: Rind, Pferd, Schaf, Ziege, Hund und Katze zu Bildern in der Sprache herangezogen werden. Dasselbe geschieht auch mit andern Tieren, die in den Dienst des Menschen genommen worden sind, und mit den Wildtieren. Der *Esel*, der bei uns zwar selten als Haustier gehalten wird, dient als Symbol des Störrischen, des Unlenksamen und Eigenwilligen. Sein Name huscht etwa über die Lippen, wenn jemand nicht nach unserem Sinne handelt oder spricht, und es ist nicht ganz unrichtig, was ein leicht erregbares Bäuerlein einmal sagte: „*Esel* ist eis van dan uschuldigsten Schimpfwörtern, as geit so licht usm Mul und nieman chann eis wägen dämm verschlagen. As ist für keina an Injuria. *Das* muas jeda liden, wenn ma mas au nid bewisen chann.“

Häufigen Anlaß zu Gleichnissen in der Sprache geben *Henne* und *Hahn*. Der Hahnenruf ist seit alter Zeit das Sinnbild des erwachenden Tages. Schon unser Herr und Meister Jesus Christus hat sich mit schmerzlich bewegten Worten an Petrus gewandt: „Wahrlich, ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnet haben“. Dem Hahn, dem Wahrzeichen der Wachsamkeit, wurde auch die Fähigkeit zugetraut, Gutes und Böses vorauszusagen. Klang sein Ruf froh und heiter, so erwartete man einen frohen, tönte er aber gedrückt und klagend, einen kommenden schweren Tag. Der Ruf des Hahnes ist aber nicht nur Weckruf, sondern auch das Zeichen der Macht und des Herrentums. Sein Kamm wird deshalb vielfach zum Symbol des Herrschers. Dieser Kopfschmuck mit seiner leuchtendroten Farbe zeigt den Zustand und die Gemütsstimmung des Tieres an. Ist der Kamm rot und strotzend, so ist das Tier gesund und voll Lebenskraft. Daher kommt dann auch der Ausdruck: „Däm ist der Kamm gwachsen oder gschwollen“, wenn jemand viel auf sich hält. Ist einer dagegen kleinlaut und bescheiden geworden, so berichtet man von ihm: „Där lat au da Chamm la lampen“. Daher rührt auch der volkstümliche Ausdruck: „Wenn dr Hanen da Chamm z'starch ufbläht, muaß er bald ufhören chrejan“. Es wird ihm bald etwas zustoßen, was seinen Hochmut dämpft. Aus einer Schlange mit Hahnenkamm hat die Sage ein gefürchtetes Wesen, den Basilisken, geschaffen.

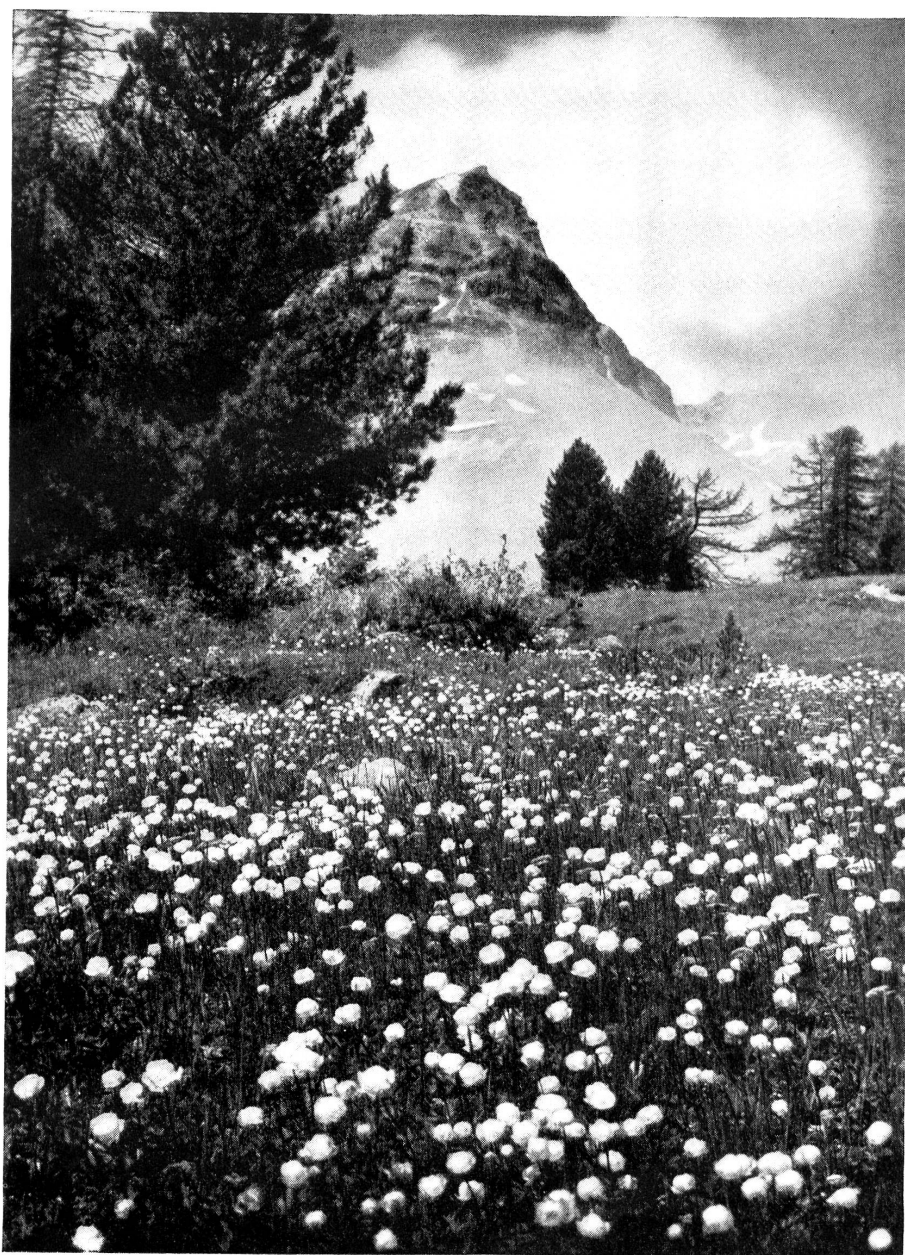
Die Wachsamkeit des Hahnes hat ihm den Ehrenplatz auf dem Turmdach eingetragen und ihn damit gleichsam zum Wächter über Stadt und Dorf gesetzt. Vielfach wird der Turmhahn zwar auch als ein von den Christen schonungsvoll bewahrter Rest aus der Heidenzeit betrachtet. Bei den alten Deutschen wurden nämlich, nach dem Sprachforscher Grimm, auf den Wipfeln der heiligen Bäume Hähne aufgepflanzt, und die christlichen Bekehrer nahmen dieses Wahrzeichen auf die Dächer ihrer Türme herüber, wie es überhaupt vielfach kluge und wohlüberlegte Art der Bekehrer war, möglichst vieles von dem durch Alter Geheiligten beizubehalten, um die Leute sich

unter dem Schirm des neuen Glaubens rascher zurechtfinden und heimisch werden zu lassen. Das unvergängliche Denkmal hat dem Turmhahn wohl der lebenswürdige deutsche Dichter Mörike in seinem „Turmhahn von Cleversulzbach“ gesetzt.

Neben den schon genannten hat die Sprache noch in einer Reihe von andern Bildern und Bildungen den *Hahn* verwendet. Einem den roten Hahn aufs Dach pflanzen heißt, ihm das Feuer aufs Dach setzen, das Haus anzünden. Nach dem schon erwähnten Sprachforscher Grimm stand der Hahn, insbesondere der rote, in Beziehung zu den *Feuergottheiten*. Der *weiße Hahn* war ein Symbol der *Lichtgottheit*, während der *schwarze* mit dem *Teufel* oder andern bösen Geistern im Bunde stand. Ein schwarzer Hahn hütet denn auch vielfach in Schatzgräbersagen die Schätze. Die Streitsucht und außerordentliche Kampflust der Hähne führte zur Bildung des Wortes *Kampfhahn* oder *Streithahn*. Zeichnet sich ein Mensch durch besondere Begabung und Befähigung auf einem Gebiete aus oder wenigstens durch bevorzugte Stellung, so bezeichnet man ihn als einen *Hauptahn*. Gottfried Keller nennt in seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten“ den Rekruten Spörri, der dem großmauligen Ruckstuhl für Geld und gehörige Beköstigung zu allem gefällig ist, einen *Schnapphahn*, von wegschnappen, gierig ergreifen. Das Wort hat eigentlich auch die Bedeutung von Wegelagerer, Dieb, Raubritter. Auf den Hahn zurück geht auch die Redensart: *Miar wellend luagen, ob där Hanen zu denan Hennen g'hört*. Der Ausdruck bedeutet, man wolle gerne sehen, ob diese oder jene Leute, die zusammen arbeiten, gemeinsame Sache miteinander machen, in dieser Verbindung bleiben.

Genießt jemand in einer Familie oder Gesellschaft besondere Beliebtheit, so heißt es: „Er ist Hahn im Korb“. Die vielgebrauchte Redeweise hat alle möglichen Erklärungen gefunden, von denen die nachfolgende wohl die glaubwürdigste sein dürfte:

In Deutschland herrschte früher und herrscht zum Teil heute noch folgender Brauch: Um die Osterzeit wird, in Anlehnung an ein altes germanisches Frühlingsfest, auf einem freien Platz unfern des Dorfes ein schöner junger Hahn unter einen Korb oder Napf gesteckt. Den jungen heiratsfähigen Mädchen, die zugegen sind, verbindet man die Augen und gibt jedem einen Stock in die Hand. Darauf wird jede der Jungfrauen ein paarmal im Kreise herumgedreht, damit sie die Orientierung verliere. Nun soll sie losziehen, um den Hahn zu suchen. Sie darf, wenn sie glaubt vor dem Hahnenkäfig zu sein, mit dem Stock los schlagen. Geht der Schlag fehl, so lachen die andern sie tüchtig aus. Diejenige aber, die den Korb oder Napf trifft, darf den Hahn behalten. Aber das ist nicht der einzige Siegespreis, sondern sie hat nun bestimmte Aussicht, innert Jahresfrist glückliche Braut zu werden. Als vom Schicksal geschenkter Preis und als Verkünder



Cliché F. Schwitter, Basel

Piz Albana

OFFSET, TIEFDRUCK oder BUCHDRUCK?

Buchdruck-Tiefverfahren (auf Naturpapier) von Bischofberger & Co., Buchdruckerei Untertor, Chur

größern künftigen Glückes wird der Hahn nun gehätschelt und bevorzugt, daher die Bezeichnung „Hahn im Korb“ für einen irgendwie bevorzugten Menschen.

Sträubt sich ein Mann gegen eine Neuerung oder Zumutung, so sagt der Volksmund von ihm: „Er het si gstrüßt wia an Güggl“.

Weniger häufig als der Hahn gibt die Henne Anlaß zu bildlichen Redensarten. Eine mit ihrer Kinderschar ausziehende Mutter wird häufig mit einer Gluckhenne und ihren Küchlein verglichen. Jesus brauchte beim Blick auf die Stadt Jerusalem von den Höhen des Ölbergs aus das schöne Bild: „Ich wollte euch unter meine Flügel sammeln wie eine Glucke ihre Küchlein; aber ihr habt nicht gewollt“. So wird die Gluckhenne zum Sinnbild der Treue, Fürsorglichkeit und Mütterlichkeit. Trefflich ist auch das zwar einen ganz andern Gedanken ausdrückende Bild in folgendem:

Eine Mutter schrieb an ihren Sohn, der etwas unruhig immer wieder Ort, Stellung und Arbeit wechselte: „Uf aram trohlenden Stein wasmats nid“ (auf einem rollenden Stein kann sich kein Rasen ansetzen). Die Antwort des Sohnes lautete: „Muater, du häscht rächt; aber an hockandi Henna würd au nid feist“.

Treffend ist auch die Metapher, die mancher haushälterische Verwalter oder Vater anwendet, um die andern davor zu warnen, das Kapital, den „Grundstock“, anzuschneiden: „Wenn man die Henne schlachtet, gibt's keine Eier mehr“ (wenn man das Kapital verringert oder braucht, gibts wenig oder keinen Zins). Nach dem steifen Schritt des Hahnes nennt man den steifen Gang eines Menschen Hahnenschritt. Im allgemeinen ist der Vergleich eines Menschen mit dem Huhn wenig schmeichelhaft, indem dadurch meist Dummheit und blindes Dreinrennen angedeutet wird. Dies zeigt besonders folgender Vergleich: „Där schüßt überall in wia an Henna im Schneeglantz“.

Noch weniger schmeichelhaft ist ein Vergleich mit einem andern, größern Hausvogel, der *Gans*. Albernheit und Einfältigkeit können kaum besser dargestellt werden. Goethe wendet in seinem „Werther“ ein diesbezügliches Bild an: „Da tritt herein die übergnädige Dame von S. mit ihrem Gemahl und ihrem wohlausegebrüteten Gänselein Tochter“. Heute noch ist dies der Titel, den man naseweisen jungen Mädchen beilegt.

Und die *Ente*? Das häufige und laute Schnatzen der *Enten* hat wohl dazu beigetragen, daß man eine unwahre Nachricht als Ente bezeichnet. Schrader erwähnt in seinem Buch „Bilderschmuck der deutschen Sprache“ noch eine andere Erklärungsart. Aus dem Wort *Legende* wäre für unwahre oder wenigstens unglaublich klingende Nachrichten das Wortspiel „Lügende“, dann „Lüg-Ente“ und schließlich bloß „Ente“ hervorgegangen.

Einer der sympathischsten unserer Hausvögel ist die *Taube*. Ihr ist denn auch schon durch die Heilige Schrift ein Ehrenplatz angewiesen worden. Noah entließ aus der Arche eine Taube, die dann ein Ölblatt als Zeichen der schwindenden Sintflut zurückbrachte. So wurde sie zur Verkünderin des Glückes und des Friedens zwischen Gott und den Menschen. Im Neuen Testament wird uns berichtet, daß der Heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube herabschwebte auf Jesus

Christus. Die Tauben werden von Dichtern auch vielfach als leuchtendes Vorbild der Treue hingestellt. Diese Einschätzung rührt wohl davon her, daß sie sich von den andern Hausvögeln dadurch unterscheidet, daß sie nicht in mohammedanischer Gemeinschaft lebt, sondern die Paare einander treu bleiben.

Ganz vergessen wollen wir nun noch ein Haustier nicht, das der Sprache eine Reihe kräftiger Bilder und Redensarten geliefert hat, das *Schwein*. Mit seinem Namen verbindet sich vielfach die Vorstellung des Unsaubern, Schmutzigen. Und doch ist es hier wie vielfach im Leben: der Ruf ist schlechter als das Geschöpf. Jeder Bauernbub weiß, wie peinlich das Schwein in seinem Kofen seine Lagerstätte trennt von dem Ort, wo es seinen Unrat ablegt. Sein „Nest“ ist sauber, besonders dann, wenn ihm der Besitzer entgegenkommt, indem er ihm genügend und geeigneten Raum und die nötige Streue zur Verfügung stellt. Zwar wälzt es sich gerne im nassen, lehmigen Boden, aber nicht aus Lust am Schmutz, sondern aus dem Bedürfnis nach Abkühlung, das besonders beim fetten Tier sehr groß ist. Hat der Mensch ein Recht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, wenn er selber sich so nach Strand- und Wasserbad sehnt, wie es heute bei gar vielen der Fall ist?

Die Abneigung gegen das Schwein und die Auffassung, daß es ein unreines Tier sei, hat sich allerdings schon bei den alten Ägyptern gezeigt. Wer bei ihnen im Vorbeigehen ein Schwein berührte, stieg nachher in den Fluß und wusch sich die Kleider und den Leib. Den Schweinehirten war der Eintritt in den Tempel verwehrt. Niemand gab ihnen oder nahm von ihnen eine Tochter zum Weib. Die Kinder der Schweinehirten heirateten nur Nachkommen ihrer Berufsgenossen. Die Säue hüten zu müssen, war für den verlorenen Sohn die größte Erniedrigung. Daß den Hebräern der Genuß von Schweinefleisch verboten war, darf wohl in erster Linie als eine Maßnahme zur Erhaltung der Gesundheit betrachtet werden. Das Verbot entsprang sicher der Gefahr der Übertragung von Krankheitserregern, die in warmen Ländern viel größer ist als bei uns. Die Abneigung der Israeliten gegen das Borstentier zeigt sich vielfach noch in Redensarten bei ihnen. Eine Frau mit großer körperlicher Schönheit, aber wenig Zucht und Tugend wird als „Sau mit einem gülden Nasenring“ hingestellt. Auch bei uns hat man, namentlich bei der Landbevölkerung, eine Reihe treffender Bilder im Sprachgebrauch, die sich auf das Schwein beziehen und auf genauere Beobachtung beruhen. Wenn einer bei einem Gespräch gespannt hinhört, als wollte er sich kein Wort entgehen lassen, so sagt man: „Er losat wia d's Schwin am Chrommentürli“. Es ist nämlich typisch, wie das Tier in seinem meist dunkeln Verschlag auf jedes auffällige Geräusch hinhört. Höchstens beim Hund kann ein so aufmerksames Aufhorchen beobachtet werden.

Liegen Leute bequem und faul da, so heißt es im Volksmund: „Schi liggant wia d'Alpschwin an d'r Sonnen“. Trinkt einer viel, so „suft er wia an Schottenponz“ (ein junges Schwein, das auf der Alp auffällig viel Schotten trinkt). Äußert jemand über eine Sache verworrene Ansichten, so hat er „Idea wia an garinglata Schwischwanz“. Duzt uns einer, dessen Zutraulichkeit uns nicht angenehm

ist, so deuten wir ihm dies mit der Bemerkung an: „Miar heint no nia mitandarn (miteinander) d'Schwin g'hüat“. Wir stellen uns nicht auf gleiche Stufe mit dir.

Auffällig erscheinen muß, daß das Schwein als Symbol des Glückes gebraucht wird. Auf Glückwunschkarten erscheint es mit dem Vierklee im Maul. Über den Ursprung dieser Versinnbildlichung ist man noch nicht im klaren. Die einen weisen darauf hin, daß das Schwein dasjenige Tier sei, das am schnellsten schlachtreif und damit dem Menschen nützlich werde, was besonders für die armen Bevölkerungsschichten von großer Bedeutung sei.

Andere suchen die Erklärung beim deutschen Kartenspiel mit den vier Figuren Eichel, Schelle, Herz und Laub. Dort nennt man die Karte, die man im französischen Spiel mit *Aß* bezeichnet, *Sau*. Diese Karte ist bekanntlich die höchste, und der Spieler, der eine dieser Karten oder sogar deren mehrere besitzt, hat „Glück“ oder auch „Sau“. Da das Kartenspiel schon alt ist, mag die Deutung richtig sein.

Besonders häufig wird das Schwein auch als Symbol der Völlerei hingestellt. Davon her kommt dann auch die volkstümliche Redensart: „Wagnuag ist, chönnend d'Schwin husen“ (wo genug ist, kann man rücksichtslos verschwenderisch leben). Meistens ist dies aber gerade dort nicht der Fall.

Der *Eber* wird in der Sprache vielfach als Bild der rohen Kraft, der blind wütenden Vernichtungssucht hingestellt. Ein Eber vernichtete nach der Sage den Götter- und Frauenliebbling *Adonis*. Die alten Germanen hielten den Eber für heilig. Die Sage erzählt, sie hätten vom Schwein das Pflügen gelernt. Daß dieses Tier bei ihnen geschätzt wurde, geht schon daraus hervor, daß sie ihre Namen vielfach nach ihm richteten, wie z. B. Ibar, Eberolf, Eberwolf, Eberhard, Eberwin, Evers usw. Besonders angezogen mag sie wohl die Streitbarkeit dieses Tieres haben, das mit seinen kräftigen Hauern sich dem mächtigsten Feinde zum Kampfe stellte.

Ein weiteres Tier, das zwar nicht Haustier ist, aber in der Nähe des Menschen lebt, hat auch Anlaß zu allerlei bildhaften Redensarten gegeben. Es ist die *Maus*. Schon ihr Name verursacht bei vielen Frauen und Töchtern Gänsehaut, viel mehr natürlich das Tierchen selbst. Der Grund ist wohl seine außerordentliche Flinkheit und Beweglichkeit, die es ihm ermöglicht, wie ein Schatten aufzutauchen und wieder zu verschwinden. Hat ein Mensch die Möglichkeit, einer Gefahr und Unliebsamkeit auf verschiedene Arten zu entgehen, so heißt es von ihm: „Er hat's wie eine Maus auf dem Kornboden“. Gerade das Gegenteil sagt die Redensart: „Eine Maus, die nur ein Loch hat, ist bald gefangen“. Man muß sich auf mehr als eine Art zu helfen wissen. Um das Wohlleben jemanden darzustellen, sagt man von ihm, er lebe wie die Mäuse an einer Speckseite. Spürt man, daß fremde Hände einem das Eigentum angetastet haben, so heißt es: „Da sind d'Müsch am Späck g'sin“. Hat ein Mensch seine Reinheit verloren, zu einer unmoralischen Handlung Hand gereicht, so sagt man ihm nach, er habe die Mäuse über den Speck gelassen. Mit der Mahnung: „Mach' dich nicht mausig“, halten wir einen frechen, zudringlichen Menschen von uns fern. Auf die Naschhaf-

tigkeit der Maus deutet auch das Wort *mausen* für naschen, stehlen hin. In einem alten Landsknechtlied heißt es ja: „Wir Landsknecht brauchen keine Katzen, wir mausen selber“. Hat einer schwere *Kopfschmerzen*, so behauptet er, er habe ein Mäusenest im Kopf, d. h. alles wälze sich, wühle und krabble durcheinander. Wie Ironie scheint es deshalb zu klingen, wenn man ein Mädchen oder eine Frau „liebe Maus“ nennt, da gerade diesen die Maus meist als ekelhaftes Wesen erscheint.

„Aus einer Maus eine Stute gemacht“ hat einer, der eine Sache stark aufbauscht und übertreibt. Geht etwas anders, als man erwartet hatte, so sagt man: „So, jetzt heimmer den Müschen (Mäusen) gapfiffen“. Haben mehrere einem andern einen Wunsch oder ein Anliegen vorzubringen und keines will den Auftrag ausführen, der Sprecher sein, so sagt man: „Keiner will der Katze die Schelle umhängen“. Haben große Vorbereitungen und Beratungen einen kleinen Erfolg, so hat „der Berg eine Maus geboren“. Eine lange sich hinziehende Verhandlung wird Mäuse- oder Rattenschwanz genannt. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß solche, die sich über das Gut anderer hermachen, als „Mäuse“ bezeichnet werden. Das wohl bewog zur Zeit des Weltkrieges einen Alten, der sich sehr um alle Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen interessierte, zu folgender Darstellung: „Die russischen Müsch sind wiedrm in Dütschland ingabrochen. Aber die alt Chatza (Hindenburg) hätt jetz sälbar gmusat“.

In frühern Zeiten standen die Mäuse immer mit dem Hexenglauben in Verbindung. Aus dem Mund einer Hexe fuhr eine rote Maus, und bei den Hexenprozessen legte man großen Wert darauf zu erfahren, ob aus dem Munde der Verdächtigten und Angeklagten eine rote Maus gesprungen sei. Goethe hat diesen Zug auch in seiner Darstellung des Hexentanzes auf dem Blocksberg im „Faust“ beibehalten.

Das Auftreten vieler Mäuse wurde als unheilbringendes Zeichen und als Vorbote kommenden Unglückes aufgefaßt. Dies nicht ganz mit Unrecht; denn heute noch sind die Mäuse vielfach Träger böser Krankheitserreger.

Ein Buch aus dem 17. Jahrhundert rät denn auch eindringlich, sich zur Wehr zu setzen gegen die schädlichen Nager und führt unter anderm folgendes an:

„Man pflegt im Sprichwort zu sagen, es müsse ein kalter Winter sein, wann die Wölfe einander auffressen, dieweil man solches nicht leicht unter den Tieren findet, daß sie widereinander wüten und einander auffressen. Unter denen Katzen zwar frisset der Kater die Jungen, wann sie noch klein sind, weißwegen die Mutter sie oft von einem Ort zum andern tragt und versteckt, damit er sie nicht finde. Unter dem Ungeziefer fressen einander die Raupen und Scorpione wie auch die Mäuse, wenn sie verschlossen sind. Dem seye nun, wie ihme wolle, so lehret doch die Erfahrung eine Mauß zu einem Maus-Wolf zu machen, der so viel, als er von seinem Geschlecht habhafft werden kann, auffrisset, welches folgendermaßen geschicht:

Man fanget eine ziemliche Quantität lebendiger Mäuse, thut solche in einen hohen Kessel oder hohen erdenen breiten verglasten Hafen, daß sie nicht herausspringen können, lasset sie also bey einander, biß der Hunger sie antreibt, ein-

ander anzugreifen, da insgesamt die älteste und stärkste den Meister spielt und die andern aufzehret. Das lasset man nachdeme laufen, so hat man an ihr die beste Maußkatz im Hauß, dieweil ihr kein Fleisch schmeckt, als von Mäusen. Wie mit den Mäusen, so geschichet auch mit denen Ratzen.“

Der Schreiber nennt sein Mittel „ein sympathetisches Mittel, die Ratzen und Mäuse aus den Häusern zu vertreiben“. Diese Auffassung mag der Grund dazu sein, daß früher oft noch vom Kellerwolf usw. die Rede war, der die Mäuse fresse und die ungehorsamen Buben.

Selbst Mücken und Fliegen liefern der Sprache Stoff zu Vergleichen und andern Bildern. Ist ein Mensch, z. B. bei Föhnwetter oder drückender Hitze, matt und niedergeschlagen, so vergleicht er sich mit den Fliegen. „I bin aso passa wia d'Fleuga aram Gadenpfänster“. Wie trefflich der Vergleich ist, vermag jeder zu ermessen, der einmal beobachtet hat, wie kraftlos und faul die Fliegen infolge der feuchtwarmen Luft im Stall am Fenster kleben oder herumlaufen. Hat ein junger Mensch lange, dünne Beine, so heißt's von ihm: „Er ist eina wia dernan länggabeinatti Stächnugga“. Beschnüffelt jemand alles und mischt er sich in alles ein, so redet man ihm nach, er sei auf allem „wia an Brummlari“ (Schmeißfliege).

Doch wenden wir uns von dieser unangenehmen Gesellschaft weg und gehen wir einen Augenblick in den kühlen Dämmer Schatten des Waldes hinaus, wo auch viele Geschöpfe leben und weben, die Anlaß gegeben haben zur Bereicherung des Bilderschmuckes unserer Sprache. Da ist einmal der Fuchs, der Altmeister in allerlei Künsten und Schlichen, der Proteus unter den Tieren, den man wegen seiner Räubereien hassen, wegen seiner Klugheit und Überlegenheit lieben muß. Auf ihn läßt sich wirklich das Dichterwort anwenden: „Durch der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“. So schwankt auch im Sprachgebrauch seine Einschätzung zwischen Verherrlichung und Verdammung. Seine Schlaueit ist uns schon aus der Fabel, die wir aus einem unserer ersten Schulbücher gelesen haben, bekannt: „Der Fuchs und die Trauben“. Seine Verschlagenheit und Unehrlichkeit kommt zum Ausdruck in der Redeweise: „Wenn der Fuchs Gänse fangen will, wedelt er mit dem Schwanz“. Wie ließe sich der Unterschied zwischen weltmännischer Klugheit und Berechnung einerseits und alberner Dreistigkeit besser darstellen. Wenn der Schlaue, Überlegene den Einfältigen gründlich betören will, tut er ihm schön und schmeichelt ihm. Wie aber andererseits auch er seinen Meister findet, sagt uns die Redeweise der Dänen: „Wenn der Fuchs auch schlau ist, so werden dennoch ebenso viele Fuchsbälge verkauft wie Eselshäute“. Der Italiener sagt: „Tutte le volpi si trovano in pelliceria“ (alle Füchse treffen sich im Kürschnerladen). Ist ein Schläuling endlich entlarvt worden, so heißt es, der Fuchs habe das Bein im Eisen. Will man einem dunkeln Unternehmen und den dasselbe Betreibenden auf die Spur kommen, so heißt es, man wolle den Fuchsbau ausräuchern, d. h. die Gauner ans Licht treiben. Sehr oft haben sie sich aber auf diesem Wege schon eine andere Gestalt beigelegt und entwischt, um später als Füchse erster Ordnung die „Jäger“ auszulachen und ihr

unlauteres Handwerk von neuem zu beginnen. Aber gerade dann ist der Vergleich zutreffend. „Mit dem Fuchsschwanz läuten“ heißt lügen, verleumden, auch aufschneiden. Wenn ein Schlauer von einem noch schlauern, geriebenern Kopf über vorteilt worden ist, heißt es: „Hier ist ein Fuchs durch einen andern geprellt worden“.

Auch der Bär ist in der Sprache heimisch und hat Anlaß zu Vergleichen und Metaphern gegeben. Ein gutmütiger Mensch, der dabei schwerfällig und langsam ist, heißt ein Bär. In Lessings „Nathan der Weise“ nennt Daja den Tempelherrn einen deutschen Bären und bezeichnet damit seine Gutmütigkeit und zugleich seine Derbheit und Eckigkeit. Ein mürrischer, knurriger Mensch ist ein Brummbär. Falsch ist hingegen, den Ausdruck „bärbeißig“ (unwirsch, böse, unwillig) vom Bären abzuleiten, wie es vielfach geschieht. Es kommt vielmehr von dem Wort bern = Krippe, im Dialekt *Barmen*. Nun gibt es Pferde, die die Krippe zerbeißen. Daher nannte man sie bernbeißig, und daraus ist irrtümlich der Ausdruck bärbeißig entstanden.

Ein Mensch, der aus einem tiefen Schlaf erwacht, meldet, er habe geschlafen wie ein Bär oder er habe einen Bärenschlaf getan, wohl deshalb, weil der Bär einen großen Teil des Jahres in einer Felshöhle oder Felsspalte verschläft.

Wird einem eine Unwahrheit glaubhaft gemacht, so bindet man ihm einen Bären auf. Das Bild soll folgenden Ursprung haben:

Die Bärenführer früherer Zeiten sollen manchmal lange beim gleichen Wirt zu Gäste gewesen und oft viel schuldig geworden sein. Wenn sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten, sollen sie dem Gastgeber den Bären an die Türe gebunden, aufgebunden, haben. Eine Entschädigung, die keinen oder wenig Wert für ihn hatte.

Auch am Sternenhimmel ist der Bär verewigt worden, indem man zwei Sternbilder den Großen und den Kleinen Bären nennt.

In Goethes „Reineke Fuchs“ ist Braun, der Bär, immer der Betrogene, Überlistete, Gutmütige, der vom Unehrlichen, Listigen hintergangen wird.

Bei den nordischen Völkern war der Bär der König der Tiere, wie es der Löwe bei den südlichen ist. Bei Grimm wird er der Waldkönig, der Goldfuß, der Große, der Alte genannt. In der „Edda“ heißt er der Vetrlidi, der Winterleider, der den Winter ertragen, aushalten kann. Im Dialekt heißt es heute noch: „I han's nid erliden mögen, uf dr linggen Siten z'liggan“.)

Weil die Alten den Bären so hoch einschätzten, ist es begreiflich, daß sie auch viele Namen wählten, in denen „Bär“ steckt: Bernhard, Bernold, Berlach, Bernauer, Bärman, Bernot, Baerswald, Bärwein, Baerwolf, Berke, Bertz, Pertz, Betz, Petz, Bärens usw.

Auch die edeln Wildtiere Hirsch, Reh und Gemse werden oft zu bildhaften Redeweisen gebraucht. In der Bibel steht schon das schöne Wort: Wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, so schreit meine Seele, mein Gott, zu Dir. Dann werden Hirsch und Reh auch als Sinnbilder der Schnelligkeit hingestellt. Das Auge des Rehs wird als Spiegel einer treuen Seele bezeichnet. Wenn die Augen eines Menschen als Rehaugen dargestellt werden, so spricht man ihnen damit das höchste Lob aus. Braune,

seelenvolle Rehaugen zu haben, wird als reicher Besitz eines jungen Menschen hingestellt. Sie sind Freibriefe zu den Herzen der Mitlebenden. Die Gemse vereinigt die Kraft des Hirsches und die beflügelte Gewandtheit des Reh in sich. Daher sagt der Jäger von ihr aus, sie habe kochen- des Blut. Von einem kraftstrotzenden, lebens- durstigen Jüngling heißt es dann: „Das Blut kocht in ihm wie in einer Gemse“. Er möchte, wie diese über die Klippen und Schründe des Gebirges, über die Hindernisse des Lebens hinwegsetzen. Lehnt einer sich gegen einen Vorschlag, eine Zumutung energisch auf, so berichtet ein anderer von ihm: „Er hät da Chopf in d’Luft g’worfen und us dr Nasen gapfifet wie an Gamsbock“.

Auch andere Tiere, die mit dem Menschen weniger eng in Berührung kommen, haben ihn angereizt zu mannigfachen Bildern. Schaut jemand steif, teilnahmslos und geistesabwesend drein, so sagt der Volkshumor: „Där machat as G’sicht wie’n Frösch uf aram Tüchel (auf einer hölzernen Wasserleitungsröhre). Hält eine Person an allem zäh und ängstlich fest und mag sie niemand etwas gönnen, so meldet man von ihr: „Schi hockat uf allem wie an Chrotta in aram Hårdloch“. Oder: „Där hät an Git (mit langem i) (Geiz) wie an Chrotta in aram Hårdloch“. „Ful wie an Chrotta“ ist ein beliebter, sehr „gangbarer“ Vergleich. Die Wespe ist die Verkörperung des wilden Dreinfahrens. Hat sich ein Mensch irgendwo in Dinge eingelassen, die andere sehr interessieren und bei denen diese keine Einmischung und Kritik vertragen mögen und sich denn auch entsprechend ablehnend verhalten, so hat er „in ein Wespen- nest gestochen“. Wer je gesehen hat, mit welcher wilder Gewalt ein Wespenschwarm auf einen Ahnungslosen, der unvorsichtigerweise mit der Stock- oder Regenschirmspitze oder mit einem Rechenstiel in sein Nest fuhr, losstürmt, dem kommt die Trefflichkeit des Bildes voll zum Bewußtsein. Biene und Ameise sind seit grauer Zeit Vorbilder des Fleißes und der Einigkeit. „Fauler, der du müßig bist, geh und schau die Ameis’ an“, ist ein alter Ratschlag an arbeitsscheue Leute. Oft mißt der Volksglaube gewissen Tieren besondere Kräfte und Fähigkeiten zu. So sagt man den

Molchen nach, sie haben die Fähigkeit, das Wetter vorauszusagen. Kriechen sie bergwärts, wird das Wetter gut; kriechen sie abwärts, so wird’s oder bleibt’s schlecht. Daher nennt man die Tiere in der Volkssprache auch „Wetterguaga“ („Gua- gen“ heißt sonst in gewissen Dialekten, z. B. im Prätigau, Käfer). Mit dem singenden Summen der Stechmücken, das uns in der Nachtruhe stört, vergleichen viele Leute das Gerede gehässiger, zu böser Verleumdung anderer neigender Menschen. „Das G’sümm van der Giftmuggen lit eim di ganz Zit in den Ohren.“

Selbst die Nachteule, dieses lichtscheue Geschöpf, das dem Menschen selten zu Gesicht kommt, ist in der Sprache nicht leer ausgegangen. Um auszudrücken, daß es blinde Mütter gibt, die die Fehler ihrer Kinder schwer einsehen und verstehen wollen, sagt der Volksmund: „As g’fällt halt jeder Ülen ira Jungs am besten“. Wer je junge Eulen in ihrem ersten Flaum im Nest hocken sah, weiß, daß sie die Mutter zu keinem besondern Stolz auf ihre Schönheit berechtigen; er weiß aber auch, daß die Eulenmutter ihre Jungen gegen Feinde verteidigt.

Die Zahl der Vergleiche und Metaphern aus dem Tierreich ließe sich noch um ein Erkleckliches vergrößern. Die angeführten beweisen aber zur Genüge, wie genau das Volk beobachtet und die gemachten Beobachtungen seinem Sprach- schatze einverleibt. Sie zeigen uns auch, wie schade es ist, wenn altes Sprachgut verloren geht und wie wünschenswert es wäre, daß alte Formen aufgezeichnet und festgehalten und damit vor der Zersetzung bewahrt würden. Die Sprache ist doch die Trägerin der Kultur und Eigenart einer Volksgemeinschaft, sie ist treu zu bewahrendes Hausgut. Kein empfindsames Wesen kann seine Empfindungen ganz in sich verschließen, so auch der Mensch nicht. Er muß ihnen Ausdruck ver- leihen. Am klarsten und wahrsten wird er es tun in seiner Muttersprache.

Herder sagt: „Das war gleichsam der letzte mütterliche Druck der bildenden Hand der Na- tur, daß sie allen das Gesetz auf die Welt mitgab: „Empfinde nicht für dich allein, sondern dein Gefühl töne“.

Ch. Oetiker-Calonder Chur

Reichsstraße, Martinsplatz, Tel. 538

empfiehlt

seine Spezialitäten in hochfeinem

Raffee und Tee

J. Möhr's Erben, Chur

Martinsplatz, Filiale Masanjerstraße

Groß- u. Kleinbäckerei

Kolonialwaren

Mehl- und Futterwaren